



Aus der „Chronik“ „Die Dobrudscha und ihr Deutschtum“

Nach Johann Adam, Tschukurow

Johann Adam war ein vielschreibender, dichtender, denkender Bauer, der sich zeit seines Lebens mit dem Deutschtum in der Dobrudscha beschäftigt hat. Leider hatte er keine Schulbildung genossen. Sein Ziel war, ein Buch über das Dobrudschadeutschtum zu schreiben. Dafür liegt von ihm im Archiv der Dobrudschadeutschen ein Manuskript von über 300 Seiten vor, aber das von ihm Geschriebene ist nicht veröffentlichungsreif. Das vorhandene Material müßte zuvor bearbeitet werden. In einem Vorwort zu seiner bemerkenswerten Arbeit gibt Johann Adam an, daß er in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen durch das Werk von Paul Träger, „Die Deutschen in der Dobrudscha“ und durch Otto Klett, Johann Straub und Johann Wagner angeregt worden sei, diese „Chronik“ zu schreiben. Adam hatte damit schon in der Dobrudscha angefangen und in den Umsiedlerlagern weitergeschrieben. Nach dem Krieg suchte er für die Veröffentlichung seiner Arbeit einen Verleger, jedoch ohne Erfolg.

Im folgenden werden aus ihr einige Abschnitte, die sich auf deutsche Dörfer in der Dobrudscha beziehen, in der Reihenfolge des Manuskriptes übernommen:

Malkotsch

Im Jahre 1843 kamen Elsässer Schwaben mit französischen Pässen in die Dobrudscha und siedelten sich bei Malkotsch an. Hier wohnte ein bulgarischer Gutsherr mit Namen Malkotsch und nach diesem benannten sie ihr Dorf. Diese Deutschen bedienten sich noch bis zum Jahre 1878 des französischen Schutzes, bis die Dobrudscha Rumänien angegliedert wurde¹.

Tultscha

In Tultscha hatten sich in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zwei deutsche Gemeinden gebildet: eine katholische und eine evangelische. Die Ansiedler waren meistens Handwerker wie Schmiede, Tischler und Schuster; aber auch einige Schankwirte gab es unter ihnen sowie etliche tüchtige Bauern. Dergleichen wurde eine deutsche Schule errichtet mit einem Sprachlehrer für Deutsch und Französisch, der Gibner hieß. Gibner ging von Tultscha weg nach Konstantinopel, wo er ebenfalls als Sprachlehrer tätig war. (S. 22).

Als die Türken im Juni 1877 Tultscha räumen mußten, übergaben sie den Schlüssel der Stadt dem Deutschen Friedrich Weikamm und nicht einem der reichen Bulgaren, wie es zu erwarten gewesen wäre, den Tschalikoff, Jordanoff, Ma-

¹ Seite 22 der Chronik

kedon, Dimitroff oder Martoff. Weikamm hatte sich durch sein korrektes Auftreten und seinen lauterer Charakter die Sympathie der Tultschaer Bevölkerung erworben, was der türkischen Obrigkeit nicht entgangen war. Die Bulgaren blickten wohl etwas neidisch drein, weil sie nun die Russen nicht empfangen konnten, aber Weikamm machte auch auf die einrückenden Russen den besten Eindruck, als er mit dem Klerus und den Honoratioren der Stadt in tadellosem Russisch willkommen hieß. Weikamm hatte während der Übergangszeit auf das beste für die Sicherheit Tultschas gesorgt. Ich selbst lernte ihn später als Postdirektor des Gebietes kennen (S. 30).

Atmadscha

Hier waren die ersten zwanzig Wagen,
die zu einer Wagenburg geschlagen
um die alte frische Quelle...
Und die Siedler riefen aus,
wir bauen hierher unser Haus;
das Wasser läuft das Dorf entlang...

Johann Adam bringt viel von dem, was er zu sagen hat, in Versform. Diese Reime könnten durchweg bei einer Veröffentlichung seiner Arbeit beachtet werden.

Die ersten zwanzig Familien Atmadschas beschäftigten sich zum größten Teil mit der Köhlerei, und erst als der große Eichenwald gerodet war, verlegte man sich ausnahmslos wieder auf die Landwirtschaft. Allerdings wurde das Land recht bald knapp, so daß mit einem wirtschaftlichen Wohlstand für das Dorf gar nicht gerechnet werden konnte.

Johann Adam geht in seinem geschichtlichen Überblick auf Atmadscha auf die Ansiedlung im März 1848 ein, auf den Kirchbau, auf die Tscherkessenplage, auf Ereignisse aus dem Gemeindeleben, auf die 75-Jahr-Feier: „Schmücke dich mein Atmadscha zu deinem 75sten Bestehen! Deine Enkel von fern und nah, kommen alle, um dich zu sehen . . .“ (S. 35—42).

Katalui

Die deutschen Familien, die sich im Jahre 1853 in Katalui niedergelassen hatten, zogen 1854 wieder weiter und zwar nach Kaschla, Beschtepe und Murighiol. Weil sie aber auch dort nicht recht Fuß fassen konnten, kehrten sie noch in demselben Jahr zurück und 1856 erhielt die entstandene Gemeinde einen größeren Zuzug. Die aufwärtsführende Entwicklung dieser Kolonie erfuhr aber wiederum einen Rückschlag durch das Eindringen des Baptismus. Die beiden Brüder Engels aus Deutschland brachten diese neue Lehre mit und stifteten unter den Bewohnern des Dorfes eine große Verwirrung, so daß ein beachtlicher Teil der Bewohner ihr Heil in der Abwanderung sahen. Sie gingen nach Tschukurow.

Ein weiteres Durcheinander in dem Dorf stiftete der Präfekt von Tultscha, Paul Statescu, an. Er wurde der rote Präfekt genannt und war ein getaufter Jude, der ebenso gut deutsch wie rumänisch sprach. Statescu wollte in Katalui für sich einen Gutshof errichten und das auf dem Land der Deutschen. Dazu brauchte er von der Dorfbevölkerung verschiedene Unterschriften, und als diese ihm nicht gegeben wurden, holte er nahezu 50 italienische Familien in das Dorf, die auf seinem Gut arbeiten sollten. Und weil in diesem ganzen Streit so mancher Bauer um sein Recht gekommen ist, wanderten eine ganze Reihe deutscher Familien nach Amerika aus.

Trotz allem hat sich dann Katalui wieder erholt. Auch industriell war ein Aufschwung zu verzeichnen. Christoph Schmidt erbaute zwei große Dampfmühlen und eine Fabrik für landwirtschaftliche Geräte, in der Pflüge, Eggen, Putzmühlen und Maisrebbler hergestellt wurden. Auch eine Spiritusfabrik wird hier errichtet, und der Inhaber, Kofler mit Namen, mußte sie wieder schließen, weil er es veräußert hatte, dem Präfekten in Tultscha die nötigen Bestechungsgelder rechtzeitig zukommen zu lassen. (S. 56).

Katalui war zum Mittelpunkt des Baptismus in der Dobrudscha geworden. Der Hauptprediger hieß August Liebig. Nach dessen Tod wirkte hier Martin Ißler. (S. 57).

Tschukurow

Etwa 25 Familien waren es, die sich zusammengefunden hatten und im Jahre 1856 die deutsche Gemeinde Tschukurow gründeten. Diese war ein Straßendorf und nicht so eingeeengt wie Atmadscha. Die einzige Straße war lang und gerade und um die Häuser lagen schöne Gärten. Die Ansiedler sprachen nahezu hochdeutsch, jedenfalls lange nicht so platt wie die Kolonisten in ihrer Nachbargemeinde Atmadscha. Das Kirchenvermögen von Jakobsonstal mit der Glocke, Büchern usw., das nach Katalui gekommen war, wurde von den Kataluiern, die wegen des Baptismus ihre Gemeinde verlassen hatten, mit nach Tschukurow gebracht. Das aber erst nach einem Schiedsspruch des Oberkirchenrates Berlin.

Im Jahre 1908 wurde das 50jährige Bestehen von Tschukurow gefeiert. 1908 deshalb, weil die Tschukurower sich erst im Jahre 1858 endgültig für diesen Ort entschieden hatten, erst dann, als der Kaimakam von Babadag ihnen ein Weiterwandern untersagte. — Zu der 50-Jahr-Feier waren mehr Besucher aus allen Himmelsrichtungen gekommen, als zur 75-Jahr-Feier im Jahre 1933.

Tschukurow du grünes Tal
zwischen Wald und Hügel;
unserer Väter ihre Wahl,
bestätigt durch zwei Siegel.

In seinem Gedicht über Tschukurow besingt Adam das friedliche Dorf als ein Eldorado; die verschiedensten Vogelarten und die prächtigen Lindenbäume erfüllten die Luft mit Singen und Jubilieren und süßen, betörenden Düften.

Bilder:
Tschukurow 1931
Babadag 1938

Babadag

Babadag, das türkische Verwaltungszentrum der nördlichen Dobrudscha, wird bei den Betrachtungen über unsere Volksgruppe leider immer wieder ausgelassen. Im Laufe der Geschichte spielte dieser Ort oft eine entscheidende Rolle für die ganze Provinz.

Auch in Babadag gab es ununterbrochen deutsche Siedler. Eine der größten Dampfmaschinen der Dobrudscha gehörte dem Deutschen Andreas Rösner. Wilhelm Wagner baute eine zweite Mühle mit einem Dieselmotor; zuvor hatte die Familie Wagner eine Roßmühle. Dann gab es eine deutsche Schmiede und eine Gießerei. Spitzer hatte eine größere Schusterei betrieben, und auf keinen Fall darf die deutsche Apotheke vergessen werden. In den Städten der Dobrudscha finden sich immer wieder deutsche Apotheker. Daß alle diese Deutschen, die einzeln unter Fremden wohnten, ihr Deutschtum viel eher aufgaben als andere, liegt auf der Hand. Die Wagner, Wälter und Flechtenmacher dürften Siebenbürger Sachsen gewesen sein.

Kodschalak und Tariverde

Über diese beiden Gemeinden berichtet Johann Adam ziemlich wenig; wie so oft hält er sich an einzelne Begebenheiten oder Persönlichkeiten, von denen er hörte oder zu denen er selbst Kontakt hatte.

Nach Kodschalak und Tariverde kamen Deutsche aus allen Himmelsrichtungen. Hervorgehoben werden die „Alt-Dobrudschaner“, die in Petscheneaga oder sonstwo schon ihr Glück versucht hatten. Die Zeit von 1875 bis 1878 war durch den Krieg für die Ansiedler nicht leicht, aber nach dem Anschluß der Provinz an Rumänien entwickelten sich diese beiden Kolonien mit zu den bedeutendsten der Dobrudscha. Kodschalak hatte die größten Weingärten unter allen deutschen Dörfern und war auch die erste Gemeinde mit elektrischem Licht. Vor allen Dingen als Marktflecken spielte es eine Rolle. Es hatte einen Arzt, einen Juden, der sich als Deutscher fühlte, einen deutschen Tierarzt, eine deutsche Tuchfabrik usw. In Tariverde standen zwei große Mühlen.

Diese beiden deutschen Dörfer bauten sich schöne große Kirchen und hatten auch immer gute Lehrer für den Deutschunterricht. Kodschalak und Tariverde waren nach dem Ersten Weltkrieg ein selbständiges Kirchspiel geworden mit einem eigenen Pfarrer. Von den Persönlichkeiten werden für Kodschalak Karl Edinger und für Tariverde Friedrich Ritter erwähnt.

Karl Edinger imponierte Adam durch seine Klugheit. Dieser Mann, der sich leider nie in den Vordergrund schob, beherrschte einwandfrei sechs Sprachen und war den Deutschen sowohl in der türkischen als auch in der rumänischen Zeit ein unentbehrlicher Helfer. Er hätte viel tun können, aber es fehlte ihm aller Ehrgeiz.

Von einem ganz anderen Holz war Friedrich Ritter geschnitzt: eine wahre Fühernatur. Nicht nur für Tariverde galt sein Trachten, sondern für das gesamte Dobrukschadeutschtum. Mit allen seinen Gegnern ist er leicht fertig geworden, so daß ihm viel Anerkennung zuteil wurde, auch bei den Rumänen. Alle Ämter, die innerhalb der Gemeinde, innerhalb der Volksgruppe und auch innerhalb des Kreises an Gemeindeglieder vergeben werden konnten, hat Ritter ein oder auch mehrere Male bekleidet.

Bilder:

Dreschplatz in Karamurat 1938

Fahrt auf die Steppe. Kodschalak 1939

An anderer Stelle dieses Jahrbuches wird auf den Bau der Kirche von Kodschalak eingegangen. Der Architekt, der die Pläne im Jahre 1906 gemacht hat, selbst beim Bau der Kirche aber nicht dabei gewesen ist, war Otto Bartning. Otto Bartning sollte nach dem zweiten Weltkrieg eine führende Stellung im Kirchenbau Deutschlands einnehmen und er gehört zu den bedeutendsten Kirchenerbauern unseres Jahrhunderts. Als damaliger Kandidat der Architektur hatte er die Pläne für die Kirche von Kodschalak im Auftrage des Oberkirchenrates von Berlin angefertigt. Schon beim Bau der Kirche wurden von seiten der Dorfbevölkerung Proteste laut: „So darf doch unsere Kirche nicht aussehen!“ Man änderte einiges ab; aber als sie auch schon fertig dastand, war man mit ihrem Aussehen nicht zufrieden. Später wurde der Turm dann ganz anders gestaltet. Diesem Vorfall widmet Johann Adam ein ganzes „Gedicht“, dem hier einige Verse entnommen sind:

Dies ist die Kirche von Kodschalak
1906 bis 1908 erbaut;
sie war nicht nach der Bauern Geschmack,
jeder spottete, der sie geschaut.
Der Stil der ist doch viel zu alt,
viel älter noch als gotisch;
es liegt in ihr gar kein Gehalt,
und ist auch gar nicht modisch.
Breitschultrig, bäurisch und massiv,
wird sie dereinst noch sprechen,
wenn alles andre liegt schon schief
und aus ist's mit den Frechen.

Karamurat

Die Karamurater sind keine Elsässer wie ihre Glaubensgenossen in Malkotsch, sondern Franken. Sie kamen noch vor dem Russisch-Türkischen Krieg von 1877/78 in einer größeren Gruppe aus Krasna in Bessarabien in die Dobrudscha. Auch diese Bauern versuchten zuerst in zwei anderen Orten Fuß zu fassen, bis sie sich für Karamurat entschieden hatten. Ihre Wahl war gut, der Boden fruchtbar und Konstanza nicht weit. Auch waren sie gerade noch zur rechten Zeit gekommen, als das Land der Dobrudscha verteilt wurde. Für jede Seele gab es vom Staat 10 Hektar. Eine kinderreiche Familie konnte deshalb plötzlich zu einem ansehnlichen Besitz kommen. Manche ließen sich das Land auch für Knecht und Magd oder gar für ungeborene Kinder zuteilen. Andere trauten dem ganzen Segen nicht und lehnten sogar ab.

Der Landseggen war da, aber der Aufbau in den ersten Jahren nicht leicht. Schwache Ernten hemmten die Entwicklung, es gab kein Kredit, das Getreide konnte noch nicht abgesetzt werden, das Holz für den Hausbau mußte aus der Norddobrudscha geholt werden usw.

In allen diesen Mißständen war aber ein Karamurater da, bei dem man Hilfe finden konnte: Michael Ternes. Dieser Großbauer lieh nach allen Seiten Geld aus, sogar bis in unsern Kreis Tultscha hinauf, und nahm nur kleine oder auch gar keine Zinsen. Viele Dobrudschaner haben ihm viel zu verdanken.

Karamurat, Karamurat,
du bist schon eine kleine Stadt;
mit zehn Alleen-Straßen
kannst du dich sehen lassen ...

Konstanza

Es war nur selbstverständlich, daß Konstanza, die Hauptstadt der Dobrudscha, zum Mittelpunkt des Dobrudschadeutschtums sich entwickelte. Rückblickend muß aber doch gesagt werden, daß vieles, sogar sehr vieles von uns in Verbindung mit Konstanza versäumt worden ist. Ich erinnere nur daran, daß die deutsche Gemeinde von Konstanza vom rumänischen Staat 700 Hektar zur freien Verfügung geschenkt bekommen hatte, daß aber keine feste Organisation da war, die dieses einmalig große Geschenk zusammengehalten hätte. Es zerrann den einzelnen Kirchenvorstehern zwischen den Fingern. Dann hat die Gemeinde von Konstanza von der Bierfabrikantenwitwe Sophie Luther aus Bukarest durch ihre einmalig hochherzige Stiftung ein großes Schulgebäude für eine höhere Schule erhalten. Die Schule erlebte aber nur einmal eine erste Gymnasialklasse und mußte vor den widrigen Umständen die Segel streichen. In Konstanza gab es auch einige wirtschaftliche Zusammenschlüsse für die Dobrudschadeutschen. Sie hatten aber alle keinen Bestand. Man ist schnell mit Entschuldigungen bei der Hand, bei einer strafferen Führung jedoch hätte manches zusammen gehalten werden können. Im nachhinein weiß man es besser!

Nicht alle Deutschen, die in der Hafenstadt lebten, wurden hier seßhaft. Viele hatten sich aber für dauernd in Konstanza niedergelassen: Ärzte, Apotheker, Ingenieure, Handwerker, Fabrikanten usw. Nach einem deutschen Stadtrat, August Rösner, wurde eine Straße benannt. Als ich einmal ganz überrascht auch meinen Namen auf einem Straßenschild las, J. Adam, da verulkten mich meine rumänischen Begleiter. „Sie ist nach dir benannt“, meinten sie. Ich erinnerte mich aber an den Präfekten J. Adam, der bis zur Jahrhundertwende Präfekt des Kreises Konstanza war, und konnte so dem Spaß die Spitze nehmen.

Das Fazit der Niederschrift Johann Adams über Konstanza: Er ist überaus erbost über das Versagen so mancher Verantwortlichen, die die Geschicke von Einrichtungen kläglichst lenkten. Seine Verse dazu sind überaus drastisch.

Anadolchioi

Auch die Gründung des deutschen Dorfes Anadolchioi war vielversprechend, aber Anadolchioi wurde Vorstadt von Konstanza, und die Stadt, der Friedhof allen bäuerlichen Lebens, forderte Tribute. In vielen Familien sprach man nicht mehr deutsch, sondern rumänisch. Der hier leichter erworbene Verdienst wurde auch leichter ausgegeben. Viele Familien zogen weiter, um ihre Kinder vor dem vererblichen Einfluß der Stadt zu schützen.

Kodschalie

Die Ansiedler von Kodschalie stammten aus dem Chersonschen. Anfänglich hatte sie ein überaus trauriges Leben zu führen. Die Gegend um den Siutghiol war verseucht. Das Sumpffieber forderte viele Opfer. Von der rumänischen Obrigkeit hatten sie anfangs vieles zu erdulden, auch hat man in die deutschen Straßenzeilen Rumänen eingeschleust, so daß die deutsche Gemeinde nicht geschlossen blieb. Manche rumänische Lehrer waren zudem ausgesprochene Chauvinisten, die den Menschen kein friedliches Dasein gönnten. Trotzdem hat sich Kodschalie wirtschaftlich ganz gut entwickelt, das hauptsächlich dann, als Konstanza größer wurde und die deutschen Dörfer zum Hauptlieferanten von Butter, Milch und Eiern für die Stadt geworden waren.

Kobadin

Bei der Gründung von Kobadin im Jahre 1891 war ich Pate gestanden. Wir waren eine Gruppe von 20 jungen Bauern aus den Walddörfern, die neben Kobadin, in Katschamak, sich niederlassen wollten. Wir hatten uns dort schon zwanzig Hofplätze zumessen lassen, aber im letzten Augenblick hat man uns diese weggenommen und sie Rumänen aus dem Altreich zugeteilt. Mit unseren Protesten fanden wir kein Gehör, und so mußte eben jeder sehen, wo er unterkommen konnte. Einige zogen nach Kobadin, das gleich als deutsches Dorf angelegt wurde, und ich ging zurück nach Tschukurow.

Als die Türken von Kobadin sahen, wie sich die Deutschen mit der Gründung ihres Dorftheiles ins Zeug legten, da spotteten sie: „Korkman, korkman, sarar jok, bu nemse tschabuk jene katschla!“ (Keine Angst, keine Angst, diese Deutschen laufen bald wieder weg). Damals machte man sich in der Dobrudscha über das ständige Hin und Her der Deutschen lustig; das „Weglaufen“ der Deutschen war geradezu sprichwörtlich geworden. Die deutschen Bauern suchten sich aber nur dort Siedelplätze, an denen ein gutes Weiterkommen aussichtsreich war. Ging es nicht gleich aufwärts, versuchten sie eben anderswo ihr Glück. Die Türken und Taren Kobadins waren dann aber doch erstaunt, daß ein so schönes Dorf in so kurzer Zeit neben ihnen entstanden war. Manche der Türken bereuten es später, daß sie so viel Land verkauft hatten, als ihnen der wirtschaftliche Aufschwung so demonstrativ vorgeführt wurde.

Kobadin wurde nach dem Ersten Weltkrieg Sitz eines Kirchspiels. Es dürfte die fortschrittlichste deutsche Gemeinde in der Dobrudscha gewesen sein. Mit den zivilisatorischen Errungenschaften stand es immer an der Spitze: Sämaschinen, Mähmaschinen, Dreschmaschinen, Lokomobilen, Traktoren; zwei moderne Mühlen; Maschinenfabrik für landwirtschaftliche Geräte; Harmonien, Klaviere, Radioapparate; Autos usw. Sicher sind es immer nur wenige Exemplare, aber dieser Entwicklung folgte man in den andern Dörfern erst immer nachträglich. Auch hatte Kobadin die erste vollausgebaute deutsche Volksschule, die anstelle der Staatsschule alle Rechte besaß und zum Abschluß des Besuches der Volksschule führte.

Bilder:

In Kodschalie 1938

In Karamurat 1938

Bei Kobadin 1939

Horoslar

Horoslar ist das Werk des Gutsbesitzers August Rösner II. Er war der reichste Deutsche in der Dobrudscha. Sein Schwiegersohn, Gottlieb Steinmann, ein Schweizer, der ebenfalls ein großes Gut sein eigen nannte, war wohl der Bahnbrecher für eine moderne Viehzucht in der Dobrudscha. Nur der Staat hatte auf diesem Gebiet noch gearbeitet. Dieser Schweizer war ein Kritiker und sah vieles voraus, das dann auch eingetreten ist. So warnte er z.B. vor unserer Umsiedlung, aber letzten Endes konnte er ja nicht allein in der Dobrudscha bleiben. Die Gemeinschaft, die Volksgruppe, hatte anders entschieden — nahezu einstimmig.

Mangalia

Auch hier hatte sich ab dem Jahre 1890 eine blühende deutsche Gemeinde gebildet gehabt. Die Ansiedler waren alle Altdobrudschaner, sie kamen aus den verschiedensten schon bestehenden Dörfern. Es war eine schwere Arbeit, aus dem

verfilzten und verqueckten Boden gutes Ackerland zu machen, zudem war er mit Steinen übersät. Allerdings haben unsere Kolonisten nicht gewußt, daß sie sich auf historischem Boden, auf den Ruinen der alten Stadt Callatis befanden.

Mamuslie

Die Mamuslier hatten bei ihrer Dorfgründung Glück. Jede Familie bekam vom Staat unentgeltlich 25 Hektar Land. Der Boden war gut, und so konnte es nicht ausbleiben, daß sich der wirtschaftliche Aufschwung auch bald einstellte. Außerdem konnte man leicht über die nur schwach bewachte Grenze nach Bulgarien hinüber und dort billiger einkaufen. Nach der Fertigstellung der Eisenbahn nach Barsdchik war auch eine Bahnverbindung gegeben, so daß die Mamuslier ihr Getreide nicht mehr so weit bis zur Verkaufsstelle transportieren mußten.

Es waren 17 junge Ehepaare aus Atmadscha und Tschukurow, die sich im Frühjahr 1893 entschlossen hatten, nach Mamuslie zu ziehen, in dem nur noch ein paar Ruinen aus der türkischen Zeit vorhanden waren. Gesprochen wurde in dieser Gemeinde platt, weil die Kolonisten aus den plattdeutschen Dörfern der Dobrudscha stammten.

Karatai

Als ich einmal nach Karatai kam, das im Jahre 1920 von Siedlern aus der übrigen Dobrudscha gegründet wurde, sagte mir ein alter Türke: „Wir haben erst von den Deutschen gelernt, wie man besser leben kann. Heute bearbeiten auch wir unser Land besser und unser Dorf ist wohnlicher geworden.“ — Das Verhältnis zwischen den Türken und Deutschen war das beste, das man sich denken kann. Mit den später angesiedelten Rumänen kam es dann immer wieder zu Reibereien, weil sich manche Rumänen als Herren aufspielten, die dachten, daß die Türken und Deutschen nach Gutdünken gemaßregelt werden könnten. Bekannt waren die von Deutschen angelegten Gemüsefelder in Karatai.